Die Theaterprinzessin.

Roman von O. Heller.

Der Vorhang senkte sich langsam herab, aber nur, um sich wieder und wieder zu heben, unter den stürmischen Beifallsbezeugungen des Publikums. Es war das vorletzte „Tableau" einer „Feerie" gewesen, welche heute im berliner Viktoriatheater ihre 49. Vorstellung erlebte. Allerdings hatte die Direktion bereits eine hübsche Anzahl Freibillets ausgetheilt; denn damals, im Jahre 1862, wurde Berlin noch nicht von so viel Fremden besucht, wie die jetzige Kaiserstadt, und unter den einheimischen Theaterfreunden gab es nur wenige, die „für ihr Geld" selbst eine so wunderbare Augenweide, wie sie dies pariser Ausstattungsstück mit seinen prächtigen Dekorationen, Kostümen, Beleuchtungs- und Verwandlungseffekten darbot, zweimal zu schauen begehrten.

Den lebhaftesten Antheil an der Vorstellung nahm von den Zuschauern vielleicht ein junger Mann, welcher seinen Platz in einer der vorderen Parkettreihen hatte und die Uniform eines Militärarztes trug. Trotzdem gab er sein Entzücken nicht in der lärmenden Weise seiner Umgebung kund; der laute Jubel schien ihn sogar zu stören, aus der angenehmen Stimmung zu reißen, in die das ungewohnte Schauspiel seine noch nicht blasirten Sinne versetzte. Ganz befangen im Zauber, berauscht von Musik, Licht und Ballet, bemerkte er anfangs gar nicht, daß, während der Vorhang zum 5. oder 6. Male aufgezogen wurde, ein Theaterdiener an ihn herangetreten war und sich vergeblich bemühte, seine Aufmerksamkeit zu erregen.

„Herr Doktor," sagte der Mann endlich laut, „der Regisseur schickt mich. Eine unserer Tänzerinnen ist gestürzt und hat sich Schaden gethan. Wenn Sie die Güte haben wollen......"

Daß der erste beste im Theater anwesende Arzt von der Bühne aus zur Hilfeleistung requirirt wird, kommt häufig vor. Dem jungen Mann war es noch nie begegnet. Er entsprach der Aufforderung sofort; wie im Traum, halb betäubt, gab er sich kaum Rechenschaft von dem Wege, den er geführt wurde, und wie er aus dem lichtstrahlenden Zuschauerraum eigentlich auf die jetzt im Dämmerschein liegende Bühne gelangte, wo bei kärglicher Beleuchtung die Vorbereitungen zum Schlußtableau im Gange waren. Mit diesem Gewühl von geschäftigen Theaterarbeitern sah sie einem Zimmerplatz gleich. „Vorsicht! Achtung!" riefen ihm rauhe Stimmen auf Schritt und Tritt entgegen. So ernüchternd dieser erste Blick hinter die Coulissen auch wirken mußte, schlug dem jungen Arzt das Herz doch ganz eigen, als er seinen Führer durch dunkle, nach Oel und Staub riechende Gänge folgte.

Plötzlich empfing ihn wieder blendende Helligkeit. Er befand sich im Versammlungszimmer der Schauspielerinnen. Wie mit einem Zauberschlag sah er sich mitten hineinversetzt in die Feenwelt, die ihm von fern so verführerisch erschien, von allen Seiten umringte sie ihn in Gestalt blonder und brünetter, weiß und roth geschminkter Huldinnen im Balletkostüm. Ihm blieb weder zur Bewunderung noch zur Enttäuschung Zeit. Standhaft richtete er den Blick auf das improvisirte Lager, wo man die Verunglückte gebettet hatte, mit dem festen Willen, alle zerstreuenden Gedanken und Empfindungen zurückzudrängen, und dem Arzt müsse es ja völlig einerlei sein, ob das leidende Wesen, dem er helfen sollte, ein derber Unterofficier oder eine reizende junge Tänzerin war.

Sie schien wirklich sehr jung, kaum 16 Jahre, ihre Glieder zart, aber von vollendeter Formschönheit; in ihrem weißen Gaceröckchen sah sie wie eine geknickte, zu Boden gefallene Blume aus. Eine Garderobefrau hatte ihr den Tricot am beschädigten rechten Fuß aufgetrennt. Das feine, von goldblondem Haar umrahmte Gesichtchen zeigte jene fahle Blässe, welche selbst unter der Schminke zum Vorschein kommt, die geborgte Röthe auf den Wangen und um die Augenlider machte einen unheimlichen Eindruck, und dennoch wurde die bestrickende Lieblichkeit der Züge kaum dadurch entstellt. Die Verletzung war schlimm genug: die arme Kleine hatte den Knöchel gebrochen. Trotz seiner guten Vorsätze, trotz seines Bemühens, die Miene eines abgehärteten alten Regimentsarztes zur Schau zu tragen, zitterten dem jungen Mann die Finger bei der Berührung des zarten Füßchens. Während er die nöthigen Anordnungen traf, um sofort einen Gypsverband anzulegen, wurden die Schauspielerinnen und das Balletpersonal auf die Bühne, zum letzten Bilde, gerufen; der weite Raum leerte sich rasch. Nur die Garderobefrauen blieben zurück, um dem Doktor etwas zur Hand zu geben.

Die junge Tänzerin lag ganz still und behielt, obwohl vollkommen bei Bewußtsein, die Augen fest geschlossen. Sie stöhnte nicht, nur zuckten mitunter die großen Lider, die langen, dunkelblonden Wimpern ein wenig. Sie mochte sich einbilden, daß der Anblick des Arztes und seiner Manipulationen ihre Schmerzen nur erhöhen würde. Erst als er fertig war und sie sanften Tones fragte, ob er ihr sehr weh gethan habe, öffnete sie zum ersten Male ihre Augen und sah ihn an.

Er war ein auffallend hübscher Mann, mit krausem, kastanienbraunem Haar und Augen von derselben Farbe. Sein Gesicht, weiß und rosig wie das eines jungen Mädchens, spiegelte ein lebhaftes Temperament, aber auch die ganze Frische unverdorbener Jugend wieder, — einer jener Physiognomien, die leicht alle Herzen gewinnen und zum Glück bestimmt sind im Leben und — in der Liebe.

„Ich danke Ihnen, sagte die junge Tänzerin. Dann faßte sie mit einer reizend natürlichen Bewegung nach ihrem Atlasgürtel, in dem ein paar Maiglöckchen steckten,......ein dürftiges Sträußchen, aber von wirklichen, duftenden Blümchen, — keine papiernen Theaterblumen. Und sie drückte sie lächelnd in seine Hand.

Es war eine laue Frühlingsnacht, der Vollmond leuchtete dem jungen Mediciner auf seinem Heimweg. Aber vor seinen Augen zuckten beständig rothe bengalische Flammen, im Ohr klang es ihm wie ferne Ballmusik, und als er endlich im Bette lag und schlief, bevölkerte ein neckischer Traum sein einsames Stübchen mit lauter reizenden blonden Tänzerinnen, die alle aussahen, wie die Tänzerin von heute Abend, und die ihm Maiglockensträuße zuwarfen.

Als er am anderen Morgen anderen jungen Militärärzten von seinem Bühnenerlebnisse erzählte, neckten sie ihn göttlich wegen der begeisterten Schilderung, die er von den Reizen der Tänzerin entwarf. Sie versicherten ihn mit überlegenem Lächeln der Erfahrung, daß Schminke, Gazeröcke und Entrechats die besten Ingredienzien abgäben zu jenem Höllentrank, der „Helenen in jedem Weibe" erblicken läßt. Das Mädchen sei bestimmt weder so jung noch so schön, wie er glaube. Vielleicht wäre es ihnen gelungen, ihm das einzureden, wenn er nicht wenige Tage später, in der königl. Klinik, wohin er sich als Zögling der Pepiniere regelmäßig begab, die Tänzerin wiedergesehen hätte.

Sie erkannte sein Gesicht sogleich und begrüßte ihn mit demselben reizenden Lächeln, wie bei der Ueberreichung der Maiglöckchen, und was noch hübscher war: sie trug keine Schminke mehr, so daß er ihr Erröthen sehen konnte. Sie klagte nicht, war geduldig und sanft, dankbar für seine Theilnahme und merkte sich bald die Tage, wo er zu kommen pflegte. Zu Anfang empfing sie auch Besuche von Theatermitgliedern, die aber bald ausblieben; sie war zu kurze Zeit bei der Bühne gewesen, um Freundschaften da zu schließen. Sie stand ganz allein in der Welt, ohne Eltern, ohne Verwandte. Den Militärarzt rührte diese Verlassenheit ebenso, wie ihre Anmuth ihn entzückt hatte. Bald wurde es ihm Bedürfniß, sie auch außerhalb der Stunden, wo sein Beruf ihn nach der Klinik führte, zu sehen. So gingen viele Wochen hin. Eines schönen Tages brachte er ihr eine Rose mit. Es war inzwischen Sommer geworden.

Bis dahin hatte er nicht einmal ihren Namen gekannt, noch weniger die Verhältnisse, in denen sie aufgewachsen war. Auch jetzt kam ihre Neugier der seinigen zuvor. Er sagte ihr, daß er Felix Liskow heiße, der Sohn eines pensionirten Kanzleiraths sei, daß seine Eltern in Potsdam lebten, wo sie ein eigenes Häuschen mit großem Garten besaßen, vom Großvater mütterlicherseits ererbt, der Gärtner gewesen war.

„Und ich," erwiderte das junge Mädchen, „heiße Paula Ehlert. Ich bin ein Theaterkind. Mein Vater war bei der Theaterkapelle in München beschäftigt. Er spielte sehr schön Violine, gab auch Unterricht. Aber meine Mutter trug einen weltbekannten Namen. Sie haben vielleicht von Adele Cesarotti gehört?"

Der junge Arzt erröthete über seine Unkenntniß und schüttelte stumm den Kopf.

„Sie war eine große Tänzerin, wenn auch nicht die berühmteste in ihrer Familie, denn die Cesarotti's bildeten schon im vorigen Jahrhundert eine Dynastie von Tanzkünstlern, wie die Vestri's und Taglioni's."

Ach! Der junge Arzt kannte nicht einmal diese!

Adele Cesarotti hatte während ihrer Bühnenlaufbahn viel Geld erworben, hatte in München mit ihrem Manne ein großes Haus gemacht, wo vornehme Herren und hervorragende Künstler aus- und eingingen. Ihre Tochter war von ihr selbst im Tanz unterrichtet worden und trat schon als ganz kleines Mädchen in Kinderrollen in Oper und Schauspiel auf, sie sollte frühzeitig lernen, sich auf den Brettern zu bewegen und die Scheu vor dem Publikum zu überwinden.

Als Paula 13 Jahre alt war, mußte die Mutter wegen angegriffener Gesundheit das Tanzen aufgeben. Kurze Zeit darauf starb sie, und ihr Mann, welcher sie leidenschaftlich liebte, folgte ihr bald. Sie hatten nicht sparsam genug gelebt, um Vermögen zu hinterlassen. Paula's Vormund, ein Mitglied der Münchener Bühne, hielt es für's Beste, daß sie sofort ihre Theaterlaufbahn begann. So war sie zu dem Engagement beim Viktoriatheater gekommen. Freilich dachte sie nicht daran, bloße Figurantin zu bleiben, o nein! Der Name ihrer Mutter würde ihr als Empfehlung dienen bei irgend einem Balletmeister, der ihre weitere Ausbildung zur Solotänzerin übernähme.

So meinte Paula und der junge Doktor hörte ihrem Geplauder mit schwerem Herzen zu. Würde das arme Kind je wieder tanzen können? Der Chefarzt, mit dem er darüber gesprochen hatte, war der Ansicht, daß ihr Fuß nie wieder würde zu den Anstrengungen tauglich werden, welche das Ballet erfordert. Und er selbst theilte diese Ueberzeugung. Aber er hätte es nie übers Herz gebracht, Paula darauf vorzubereiten.

Dafür hatten Andere diesen grausamen Muth. Eines Tages fand er Paula in Thränen. Die Familie, bei der sie gewohnt hatte, deren sämmtliche Mitglieder fast in irgend welcher Beziehung zum Victoriatheater standen, der Mann als Decorationsmaler, die Frau als Ankleiderin, die beiden ältesten Töchter als Figurantinnen, war zur Besuchsstunde erschienen. Den Fragen nach Paula's Befinden folgten bald Fragen nach ihren Zukunftsplänen und so hatte das ahnungslose Mädchen plötzlich erfahren, daß sie sich wohl würde nach einer Verkäuferinnenstelle in einem Ladengeschäft umsehen oder Putzmacherin werden müssen, denn mit dem Tanzen sei es vorbei für immer.

„Haben Sie denn solche leidenschaftliche Neigung zu diesem Beruf?" fragte Felix Liskow in unsicherem Tone. In dem Maß, wie sein Interesse an dem Mädchen, ihm selbst fast unbewußt, zunahm, hatte sich auch ein Widerwille gegen ihre Bühnenbeschäftigung entwickelt: der Gedanke, daß andere Männer ihre reizende Gestalt in demselben freien Costüm, wie er sie zuerst sah, anschauen sollten, peinigte ihn. Sie war so jung, so unschuldig.

„Leidenschaftliche Neigung — zum Tanzen auf dem Theater!" rief Paula. „Nein, gewiß nicht! Es war mir immer eine Quälerei, ich weinte schon als Kind, wenn ich dazu gezwungen wurde. Und eine große Tänzerin, wie meine Mutter, wäre wohl nie aus mir geworden. Das sagten sie zu Hause manchmal auch und überlegten, ob sie nicht besser thäten, mich fürs Schauspiel oder die Oper ausbilden zu lassen, — später —, denn damals war ich noch zu klein. Aber vom Theater handelten alle Gespräche bei uns. Ich weiß ja gar nicht, für welchen Beruf ich sonst taugen könnte!"

„Könnten Sie sich an den Gedanken gewöhnen, meine Frau zu werden?" flüsterte Felix, sein glühendes Gesicht zu ihr herabneigend.

„Ja — haben Sie mich denn wirklich so lieb?" rief Paula.

Bisher hatte er es selbst nicht gewußt, nie daran gedacht. Jetzt besiegelte die Berührung ihrer frischen, unentweihten Lippen sein Schicksal. Sie liebten beide zum ersten Mal.

2.

An Felix Liskow's Arm verließ Paula das Krankenhaus. Sie schmiedeten Zukunftspläne und unterbrachen das ernste Gespräch mit Scherzen und Küssen. Der Einwilligung von Paula's Vormund waren sie sicher. Zum März des nächsten Jahres erwartete Felix seine Berufung zum Regiment, nach irgend einer kleinen Garnisonstadt; früher konnten sie überhaupt nicht heirathen, da die Braut dann erst ihr 16. Lebensjahr vollendete. Der große Altersunterschied zwischen ihnen Beiden gab Anlaß zu vielen Neckereien. Sie bekäme einen alten Mann, sagte er, einen fünfundzwanzigjährigen! Wäre der Abstand nicht zu groß? Darauf strich sie ihm mit der Hand über die Stirn, „um die Runzeln zu glätten". Sie waren übermüthig wie zwei glückliche Kinder.

Freilich, ganz sorglos war dem jungen Mann nicht zu Muth, wenn er es auch vor Paula geheim hielt. Er fürchtete, seitens seiner Eltern auf Schwierigkeiten zu stoßen; die Verlobung mit einem so jungen, gänzlich mittellosen Mädchen würden sie gewiß erst nach harten Kämpfen genehmigen. Daß sie von Paula's Bühnenthätigkeit nie etwas erfahren durften, verstand sich von selbst, und Paula war damit ganz einverstanden. Aber als er andeutete, daß über die berühmte Adele Cesarotti gleichfalls tiefes Schweigen bewahrt werden müsse, — da machte Paula große Augen. Wie? Er glaubte, daß die Abstammung von einer Künstlerin, die mit den hochgestelltesten Personen im Verkehr stand und allgemein geachtet wurde, seinen Eltern Grund geben könnte, sie gering zu schätzen? Sie versprach zwar Fügsamkeit für seine Wünsche, aber ein leises Gefühl der Kränkung durchzitterte ihr Herz.

Felix fing es ganz klug an, indem er sich bemühte, erst in seiner Schwester eine heimliche Bundesgenossin zu gewinnen. Sie war um fast acht Jahre älter als er, hatte eine gute Erziehung genossen und half, als einzig überlebende von fünf Töchtern, der Mutter bei Führung der Wirthschaft. Ihr Einfluß galt zu Hause viel, obgleich die etwas eigensinnigen alten Leute es nie zugestehen wollten. Mehr erfuhr Paula von ihrem Bräutigam nicht: scharfe Beobachtung und Seelenkunde waren ihm keineswegs verliehen; in seiner eigenen Familie Charakterstudien anzustellen, würde er vielleicht sogar wie einen Frevel betrachtet haben. Wie seine Schwester aussah? Ja, er wußte nur, daß sie brünett war und graue Augen hatte. Von anderen Frauen konnte er wohl sagen, ob sie ihm jung oder alt, hübsch oder häßlich erschienen, aber von Schwester Klara?! —

Dafür entwarf er in seinen Briefen an diese ein bis in die kleinsten Einzelheiten ausgeführtes Bild vom Liebreiz Paula's. Als ihm der Zeitpunkt gekommen schien, auch die Eltern in seine Neigung einzuweihen, stieß er zwar anfangs, wie er es nicht anders erwartete, auf heftigen Widerstand, aber nachdem sie sich vom Ernst seiner Leidenschaft überzeugt hatten, willigten sie ein, das junge Mädchen kennen zu lernen.

An einem schönen, sonnigen Herbsttage fuhr Paula klopfenden Herzens mit ihrem Bräutigam nach Potsdam. Liskow's wohnten außerhalb der Stadt, eine Viertelstunde Wegs vom Bahnhof entfernt. Paula hatte erwartet, daß Jemand von der Familie sie dort empfangen würde, und empfand die Unterlassung als eine beabsichtigte Unfreundlichkeit.

Felix bemühte sich, den verstimmenden Eindruck zu verwischen, indem er die Kränklichkeit des Vaters, welche auch Mutter und Schwester an's Haus fessele, verschützte. Aber ihm war selbst etwas bange vor der ersten Begegnung seiner Braut mit den Eltern. Trotz Paula's anspruchsloser Kleidung und der Bescheidenheit ihres Wesens fühlte er, daß gerade in ihrer bezaubernden Anmuth etwas lag, was nicht recht hineinpassen wollte in kleinbürgerliche Kreise: sie erinnerte an eine exotische Blume, die plötzlich in ein Kartoffelfeld verpflanzt werden soll. Am meisten fürchtete er den klaren, kühlen Blick seiner Schwester; würde sie nicht gleich merken, daß Paula keineswegs zur Hausfrau erzogen war, und daraus auf die Familie schließen?

Sie waren an's Ziel gelangt, ein kleines Haus inmitten eines umfangreichen Obst- und Gemüsegartens. Am umgebenden Staketenzaun eine weithin leuchtende Sonnenblumenpflanzung, gefüllte Malven und Georginen, Astern in allen Farben schmückten die Beete, dazwischen verbreiteten Nelken ihren starken, würzigen Geruch, Nelken hell und dunkel, von der ganz weißen und der röthlich gesprenkelten bis zur granatrothen. Ein richtiger Bauerngarten, bunt, sonnig, von zahlreichen Schmetterlingen und Wespen durchschwirrt. Felix machte Paula auf die großen Melonen und Kürbisse aufmerksam, dabei etwas die Stimme erhebend, um die beiden Frauen, welche dort von der Laube aus seine Braut heimlich musterten, zum Herantreten zu nöthigen. Sie befolgten den Wink und im nächsten Augenblick stand Paula Felix' Mutter und Schwester gegenüber.

Hätte eine der beiden sie jetzt herzlich bei der Hand genommen und so über die Schwelle des Hauses geführt, wo Felix geboren und erzogen war, — Paula würde dafür dankbar gewesen sein ihr Leben lang......... Frau Liskow, eine etwas bäuerisch aussehende Person, deren weiß und rothes Gesicht einem runzelig gewordenen borsdorfer Apfel glich, blieb steif mit über der Taille gekreuzten Händen stehen. Eine leichte Neigung des Kopfes war ihre einzige Begrüßung. Als sie später zu sprechen anfing, erinnerten ihre Stimme und Redeweise an die des Sohnes, — auch die braunen Augen. Paula war von Anfang an darauf vorbereitet gewesen, sich erst allmählich das Wohlwollen der alten Dame erwerben zu müssen. Desto mehr hatte sie auf ein freundliches Entgegenkommen der Schwester gerechnet. Indeß — beim ersten Blick in die interessanten, ziemlich hübschen Züge Klara's überkam es sie wie ein Frösteln: solche plötzlichen Antipathien — auch Sympathieen — sind nervösen Naturen, deren feinfühliger Instinct dem verständig prüfenden Urtheil voraneilt, nun einmal eigen. Schon in der äußeren Erscheinung bildeten Paula und Klara einen auffälligen Kontrast. Wenn Paula einem Bildhauer hätte zum Modell für Psyche dienen können, wäre der Kopf Klara's zu einer Minerva passend gewesen, — was sie vielleicht wußte, denn sie trug ihr schwarzes Haar zu einem griechischen Knoten aufgesteckt. Das feste, stark entwickelte Kinn, die vollen Lippen, die etwas niedrige, aber breite Stirn verriethen mehr Charakterstärke, als Gemüthlichkeit, die kühlen grauen Augen hatten einen beobachtenden, kritischen Blick, der indiskret in die Tiefe der Seele eindringen zu wollen schien. Von Figur war Klara mittelgroß, ein wenig schwerfällig gebaut, wie die Mutter, aber mit mehr Gewandheit und Grazie in ihren Bewegungen. Ihr Benehmen zu Paula war sehr correkt, artig, beinahe liebenswürdig, — trotzdem fühlte Paula, daß sie zu dieser selbstbewußten, eigensinnigen Natur nie würde Vertrauen fassen können. Seltsam genug war Felix immer nur um den Eindruck besorgt gewesen, den Paula auf die Seinigen machen würde; daß Paula sich könnte von seiner Familie abgestoßen fühlen, daran hatte er gar nicht gedacht.

Es kam vorläufig zu keinem eingehenderen Gespräch, wegen der Speisestunde, welche bei Liskows eine frühe und sehr pünktliche war. Sie traten ins Haus. Paula konnte sich nicht erinnern, jemals solche altväterische Einrichtung gesehen zu haben, und von jenem Geschmack in der Aufstellung, der selbst plumpe, an sich unschöne Möbel zu gefälliger Wirkung bringt und so den Gesammteindruck anheimelnd, behaglich zu gestalten weiß, war hier nichts zu merken. Die Wände hatten, anstatt der Tapeten, einen Anstrich von Wasserfarben. Das Eckzimmer — in grellem Himmelblau, welches hie und da weiße Flecke aufwies — war mit einer Anzahl von Bildern, meist kolorirten Lithographien nach Gemälden von zweifelhaftem Kunstwerk, geschmückt. Ueber dem Sopha hingen die in Oel gemalten Portraits des Liskow'schen Ehepaars, aus der Zeit der Flitterwochen. Brustbilder in Dreiviertellebensgröße: die Frau mit einer ungeheuren weißen Haube auf dem Kopf, gezwungen lächelnd, in grünem Kleide; der Mann, dessen charakterloses Kinn von einer steifen Binde, wie von einem eisernen Halsring emporgehalten wurde, trug auf der niedrigen, zurückliegenden Stirn den Stempel geistiger Beschränktheit, gepaart mit dem Dünkel des echten Bureaukraten. Das Bild war von einem Stümper in der Technik gemalt, aber es sah ihm noch immer ähnlich, wovon sich Paula jetzt durch Vergleich mit dem Original überzeugen konnte.

Keine sympathische Persönlichkeit, der Herr Kanzleirath Liskow! Alter und Kränklichkeit hatten ihn nicht liebenswürdiger gemacht. Während des Mittagessens trat sein kleinlicher Eigensinn fast bei jedem Wort zu Tage; Frau und Tochter schienen es schon gewöhnt und nahmen wenig Notiz davon. Paula wollte es nicht in den Sinn, daß jenes alte Ehepaar jemals ein Funke von der Empfindung erwärmt haben konnte, die ihr eigenes Herz durchglühte, und darin irrte sie vielleicht. Indeß wurde ihr bald klar, daß von den Beweggründen, welche die wohlhabende, hübsche Gärtnerstochter bei Eingehung ihrer Ehe beeinflußten, wenigstens einer noch heute bestand und die einst etwa vorhandene Zärtlichkeit überlebte; das war der Stolz auf die Beamtenstellung, den Titel des Gatten! Wenn Paula ihre zukünftige Schwiegermutter einmal „Frau Liskow" anstatt „Frau Räthin" nannte, so wurde das von ihr als ein Verstoß gegen die gute Lebensart angesehen, und sie war dann geneigt, das junge Mädchen mit mißtrauischen Augen zu mustern.

Als man sich nachher wieder in den Garten begab, athmete Paula auf, sie empfand es wie eine Erlösung, das Haus zu verlassen. Denn die an's Speisezimmer stoßende Küche strömte Kohl- und Zwiebeldüfte aus, welche ihr aristokratisch veranlagtes Geruchsorgan äußerst unangenehm berührten, auch waren ihr die Manieren und Reden der Familie bei Tisch etwas Ungewohntes: im Hause der Cesarotti hatte trotz aller Ungezwungenheit stets ein feiner, liebenswürdiger Umgangston geherrscht. Und diese Leute hier bildeten sich etwas ein auf ihre gesellschaftliche Stellung und würden ihr die Abstammung von einer Ballettänzerin als Makel angerechnet haben.

Dieser Gedanke drängte sich ihr noch mehr auf, als die „Frau Räthin" allmälich aufthaute und gesprächiger wurde. Sie hatte Felix und Klara fortgeschickt, um dem Vater, der Herbstluft scheute, drinnen Gesellschaft zu leisten, und benutzte ihre Abwesenheit zu einer eingehenden Unterhaltung mit Paula. Diese war klug genug, nur passiven Antheil daran zu nehmen. Außer den Anspielungen auf Felix's glänzende Aussichten in seiner Carriere, die vortheilhaften Heirathen, die er schon längst hätte schließen können, — kurz, all' jene harmlosen Prahlereien, durch welche Frauen ohne Takt und Bildung stets versuchen, ihren zukünftigen Schwiegertöchtern zu imponiren, erfuhr Paula, daß Klara mehrere Jahre eine Berliner Privatschule besucht hatte, wo „die angesehensten Familien" ihre Töchter unterrichten ließen, und daß sie noch jetzt ab und zu mit einer Baronesse korrespondirte.

„Was würde die gute Frau wohl sagen," dachte Paula, „wenn sie wüßte, daß mich als kleines Kind ein russischer Großfürst auf seinen Knieen tanzen ließ und mir Bonbons mitbrachte; daß regierende Herzöge und Grafen sich oft als Gäste an meiner Eltern Tisch einfanden."

Aber ihrem Versprechen getreu, sagte sie kein Wort von Adele Cesarotti. Ihr geduldiges Zuhören verschaffte ihr Frau Liskows Gunst. Bald schlug diese einen herzlicheren Ton an und erzählte dem jungen Mädchen von ihren verstorbenen Kindern: ein Gesprächsthema, welches die guten, gemüthvollen Seiten ihrer Natur zu Tage treten ließ. Paula sah, daß die alte Dame sie schon als zur Familie gehörig betrachtete, und gab sich ihrerseits Mühe, Interesse und Sympathie zu zeigen.

Felix war sehr glücklich. Beim Abschied nahm er seine Schwester beiseite und fragte sie mit einem Lächeln des Triumphs auf den Lippen, ob Paula nicht noch tausendmal entzückender sei, als seine Briefe sie schilderten.

„Sie bringt ein fremdes Element in unsere Familie," erwiderte Klara ausweichend, in gemessenem Tone. „Ihr Charakter ist noch unentwickelt und — wie es scheint — schmiegsam. Ich hoffe, Du wirst glücklich mit ihr sein. Schließlich beruht jeglicher Begriff von Glück ja doch in der Befriedigung unserer Leidenschaften."

Diese etwas pedantisch gefärbten Worte charakterisirten Klara, welche, was Intelligenz und feines Benehmen betraf, hoch über Vater und Mutter stand, aber trotzdem noch eigensinniger als jene in dem Boden wurzelte, wo sie aufgewachsen war.

Im nächsten Frühjahr, als die Maiglöckchen wieder blühten, wurden Paula und Felix in der Potsdamer Garnisonkirche getraut. Glückverheißender Sonnenschein umfluthete das myrthengeschmückte Köpfchen der Braut, und viele bewundernde Blicke hingen an ihrer Schönheit, — aber sie selbst hatte nur Augen für die leidenschaftliche Zärtlichkeit, die sie in denen ihres jungen Mannes las. Sie vernahm kaum die Orgelklänge: in ihrer Seele tönte eine berauschendere Musik.

3.

Das Regiment, zu dem Felix Liskow als Unterarzt commandirt war, stand in einer kleinen westfälischen Industriestadt. Von der gemüthlichen, lebensfrohen Laune der Rheinländer zeigte die Bevölkerung nur geringe Spuren, der Kastengeist ließ keine rechte Geselligkeit aufkommen. Die Officiere hatten ihren Vereinigungspunkt im Casino, die Ledigen unter ihnen gewöhnten sich, in Ermangelung anderer Zerstreuungen, an's Spielen und Trinken und büßten auf diese Weise bald die feinen Umgangsformen ein, sogar die Lust zu besserer Unterhaltung. Die Versuche, Dilettantenquartette oder ein Liebhaber-Theater zu organisiren, waren stets kläglich gescheitert; theatralische Genüsse, welche gelegentlich von einer durchreisenden Wandertruppe geboten wurden, lockten nur den Pöbel an; die Militär- und Beamtenwelt war an Besseres gewöhnt und scheute nicht die Kosten einer kleinen Reise nach Düsseldorf oder Köln, um einmal wieder gute Musik zu hören, eine schöne, berühmte Schauspielerin zu sehen.

Paula Liskow trug kein Verlangen nach Vergnügungen außerhalb ihres Heims; Felix war ihr Alles, ihre Welt, sie liebte ihn mit der ganzen Leidenschaft einer naivsinnlichen Natur. Der erste Blick in seine Züge hatte diese Leidenschaft geweckt, und das Auge hatte mehr Antheil daran, als die Seele, aber Paula würde nie begriffen haben, daß es zwei Arten von Liebe geben kann. Und Felix war überseelig, berauscht, er hatte nie eine Ahnung gehabt von solchen Wonnen in der Ehe; das Verhältniß seiner Eltern, sämmtlicher älterer und auch ganz junger Paare unter seinen Bekannten war so ganz anders! Daß es einem Gatten nicht genügt, sich mit allzu keuscher, aus bloßer Freundschaft und Achtung gegründeter Zärtlichkeit geliebt zu wissen, kommt wohl häufig vor, aber das Gegentheil, die Unbefriedigung wegen des Ueberwiegens sinnlicher Triebe, niemals; es schmeichelt zu sehr der Eitelkeit. Der junge Arzt war überdies kein Psycholog; als er den Charakter seiner Paula allmälich besser kennen lernte, fielen ihm zwar manche Eigenthümlichkeiten und Widersprüche auf, die er indessen entdeckte, ohne sie zu begreifen, oder auch nur darüber nachzudenken. Trotz ihrer Jugend war sie keineswegs unerfahren, hatte mehr erlebt, sich in mannigfaltigerer Umgebung bewegt, als er; ihre Erziehung wies verblüffende Lücken auf, an deren Stelle wieder Kenntnisse traten, welche in seinen Kreisen zu den Ausnahmen gehörten. So hatte sie z. B. von Geographie keine Ahnung: sie würde Moskau in Schweden und das Schwarze Meer bei Afrika gesucht haben, aber sie sprach elegant französisch und konnte jeden italienischen Operntext fließend übersetzen; ihr Gedächtniß für Theatervorstellungen war erstaunlich, sie wußte ganze Scenen aus Schiller und Shakespeare auswendig zu declamiren, während sie fast gar nichts gelesen hatte. Ihre Handschrift und Orthographie zeigten Mängel, die Felix sich bestrebte, zu beseitigen, er fand eine willige Schülerin an Paula, aber lange den Schulmeister spielen, machte ihm keine Freude. Er wollte sie nicht durch sein überlegenes Wissen demüthigen und wurde bald gewahr, daß er auf dem gesellschaftlich wichtigeren Gebiet der gewandten Umgangsformen mehr von ihr lernen konnte, als sie von ihm. Bei den seltenen Gelegenheiten, wo sie mit den Officierfrauen in Berührung kam, zeigte sie eine anmuthige Sicherheit des Auftretens, welche allgemein den Glauben erweckte, die kleine Liskow müsse vornehmer Herkunft sein: Keiner rieth auf eine ehemalige Ballettänzerin. Ohne daß man sie kokett oder putzsüchtig nennen konnte, fand sie eine unbefangene Freude an der eigenen Schönheit; Jugend und Grazie war nach ihrem Gefühl der einzige Schlüssel zum Herzen, alles physisch Häßliche flößte ihr instinktmäßigen Widerwillen ein. Dafür war sie weit nachsichtiger gegen moralische Mängel, stets geneigt, mehr auf die Schale als den Kern zu sehen. Bei aller Lebhaftigkeit ihres Temperaments hatte sie keine Laune; weich wie Wachs in den Händen des Geliebten, schien sie sich glücklich zu fühlen durch den Verzicht auf den eigenen Willen. Aber trotz dieser unbegrenzten Hingebung und Nachgiebigkeit ging in ihrer innersten Natur keine Wandlung vor, anstatt dessen gab Felix unbewußt dem Einfluß seiner reizenden Frau nach, ihre Gewohnheiten und Anschauungen annehmend. Der briefliche Verkehr mit Potsdam gerieth allmälig in's Stocken: Klara, welche die Correspondenz für die Familie führte, wurde zurückhaltender in ihren Mittheilungen, als sie wahrnahm, daß die Schwägerin ihre Briefe las, und Felix' Antworten enthielten nichts Vertrauliches. „Natürlich," dachte Klara, „schreibt er sie, während Paula über seine Schulter sieht, und ihm räth, die Schwester kurz abzufertigen!"

Als Weihnachten herannahte, konnte Felix es doch nicht übers Herz bringen, den Eltern fern zu bleiben, er hatte bisher nie bei diesem Fest gefehlt, und seine ärztliche Erfahrung sagte ihm nur zu bestimmt, daß er kaum erwarten durfte, seinen Vater wiederzusehen, wenn er diesmal die beschwerliche Reise scheute. Winterkälte und Schneesturm waren ihm auch nur seiner Paula wegen unangenehm, denn daß sie ihn begleiten mußte, wenn er Urlaub erhielt, verstand sich für das zärtliche Paar ganz von selbst.

Es war ein trübes, unheimliches Weihnachtsfest für Paula, welche sich von der Häuslichkeit und Lebensweise der alten Leute noch mehr abgestoßen fühlte, da sie aus dem eigenen, traulich eingerichteten Nestchen kam. Im Herbst bot wenigstens der Garten eine freundliche Umgebung, jetzt, unter einer dichten Schneedecke, bei dem in den Bäumen wühlenden Winde, dessen Gestöhn sich mit dem Gekrächze zahlloser Rabenschwärme vermischte, konnte es keinen ungemüthlicheren Aufenthalt geben. Und doch hing Frau Liskow an diesem Besitzthum mit einer Hartnäckigkeit, die etwas Verhängnißvolles hatte, denn, wie Klara ihrem Bruder mittheilte, anstatt die schon verschiedene Male gebotene Gelegenheit zu vortheilhaftem Verkauf des Grundstücks wahrzunehmen, befand sie sich auf dem Wege, es gänzlich zu entwerthen durch Aufnahme von Hypotheken. Der Handelsgärtner, welcher den Garten gepachtet hatte, suchte bei jeder Erneuerung des Vertrags den Preis herabzudrücken.

Felix sah bald, was Klara mit diesen Herzensergießungen bezweckte: sie wollte ihm zu verstehen geben, daß er keine Hoffnungen auf die vermeintliche Wohlhabenheit der Eltern gründen dürfe, daß er für die Zukunft nur auf den eigenen Erwerb und das kleine Kapital, welches ihm kurz vor seiner Verlobung mit Paula einer seiner Pathen hinterließ, angewiesen sei. Und durch das alles schimmerte deutlich die Besorgniß, Paula würde sich unter so beschränkten Verhältnissen ihrer Aufgabe als Hausfrau nicht gewachsen zeigen. Felix hob dagegen die vernünftige, umsichtige Wirthschaftsführung seines Frauchens bis in die Wolken, sprach aber auch die dringende Bitte aus, ihr nicht unnützer Weise das Herz schwer zu machen mit kleinlichen Sorgen.

Paula fand ohnedies Ursache genug zur Verstimmung. Der Kanzleirath war freilich zu abgestumpft und theilnahmlos geworden, um seiner Uebellaunigkeit so wie früher die Zügel schießen zu lassen, er sprach jetzt überhaupt nur noch wenig. Desto mehr Frau Liskow. Sie hatte beständig Ermahnungen und nützliche Winke an die Schwiegertochter zu richten, so daß Paula bei allen von ihr angebahnten Gesprächen diese Absicht witterte, selbst wo es wohl nicht der Fall war. Wenn die alte Frau zum Beispiel anfing von den sechs Kindern, die sie gehabt hatte, zu reden, sah Paula darin einen Vorwurf betreffs ihrer eigenen Kinderlosigkeit, obgleich sie kaum zehn Monate verheirathet war. Sie fühlte sich so gereizt dadurch, daß sie einmal mitten in der Unterhaltung aufsprang und schluchzend in ihr Zimmer lief, wohin Felix und Klara ihr folgten; der erstere ganz bestürzt über ihre ungewohnte Aufgeregtheit.

„Ich mag kein halbes Dutzend Kinder wie Deine Mutter!" rief Paula, indem sie sich weinend an die Brust ihres Mannes warf.

„Das ist sehr verständig von Ihnen," bemerkte Clara trocken.

Die Schwägerinnen duzten einander nicht und standen sich noch so fremd gegenüber wie am ersten Tag.

Paulas Thränen versiegten. Sie erwiderte nichts, faßte aber Clara's Worte in kränkendem Sinne auf. Und doch hatte Clara eigentlich nur gemeint, daß Kindersegen die finanzielle Lage des jungen Paares ernstlich gefährden könnte.

Der dem Militärarzt bewilligte Urlaub lief noch vor Neujahr ab, sie verließen Potsdam daher gleich nach den Festtagen.

Wie Paula aufathmete, als sie wieder die Schwelle ihres eigenen Heims betrat!

Das Garnisonstädtchen war in lebhafter Erregung, man sprach in Offizierkreisen von nichts anderem als dem bevorstehenden Feldzug nach Schleswig Holstein, dem ersten, den Preußen seit langen Jahren unternahm. Man beneidete die „glücklichen Kerls, die mitmachen würden" und auf Kriegsabenteuer und Avancement hoffen durften.

Paula kümmerte sich darum wenig, bis eines Tages ein Schreiben aus dem Kriegsministerium an Felix eintraf, welches seine Versetzung zur Garde und gleichzeitig den Befehl, sich marschbereit zu halten, enthielt. Anfangs begriff sie nur so viel, daß sie die kleine Stadt, wo ihr glückliches Eheleben begonnen hatte, verlassen sollten, daß es aber eine Beförderung für den Militärarzt bedeutete; an Trennung und an den Krieg dachte sie nicht. Als Felix es ihr endlich mit zärtlichster Schonung auseinandersetzte, überließ sie sich grenzenloser Verzweiflung. Sie war seit ihrer Heirath keinen Tag fern von ihm gewesen und sollte nun allein, in steter Angst um seine Gesundheit, sein Leben, zurückbleiben! Aber den Vorschlag, während seiner Abwesenheit nach Potsdam überzusiedeln, lehnte sie mit einer gewissen Heftigkeit ab. Er mußte sich ihrem Willen fügen.

Zum Glück wohnte in demselben Hause mit ihnen eine alte Rittmeisterwittwe, die schnell Freundschaft für Paula gefaßt hatte, und deren Schutz er seine kleine Frau beruhigt anvertrauen durfte. Zum Nachdenken fanden sie in der Verwirrung, die seine plötzliche Berufung, die überstürzten Reisevorbereitungen hervorriefen, keine Zeit, was vielleicht ein Glück war und Beiden über den herbsten Trennungsschmerz hinweghalf. Erst am letzten Tage, kurz vor dem Abschied kam dem jungen Arzt eine Vermuthung, welche gerade in diesem Moment noch mehr Sorge als Freude in seiner Seele erwecken mußte: die Vermuthung nämlich, daß Paula sich Mutter fühlte. Die entschiedene Bestätigung erhielt er erst, als er schon im Felde stand.

Paula verlebte eine furchtbare Zeit; ihre Verlassenheit schloß bei ihrem Zustand geistige und körperliche Qualen in sich, von denen die sonst so leichtherzige, frohsinnige Frau bisher keine Ahnung gehabt hatte. Bald niedergeschlagen und todesmatt, bald fieberhaft erregt, ganze Stunden in krampfhaftem Weinen verbringend, wollte sie von keinem Troste wissen, selbst die Briefe ihres Gatten brachten keine Ruhe in ihre Seele. Je mehr leidenschaftliche Liebe aus ihnen sprach, desto heftiger flossen ihre Thränen bei dem Gedanken, daß vielleicht die Trennung noch lange währen, oder daß sie ihn gar niemals wiedersehen würde. Paula war dazu geschaffen, einen Mann zärtlich, grenzenlos zu lieben, aber nicht eine hingebende Mutter zu sein. Sie hatte sich wirklich nie ein Kind gewünscht. Wenn die alte Rittmeisterin sie ermahnte, sich nicht so aufzuregen, sich mehr zu schonen, so mußte es stets um Felix Willen heißen, — ob ihre Leidenschaftlichkeit dem Kinde schaden könnte, galt ihr gleich. Alle jene kleinen Handarbeiten, mit denen sich sonst junge Frauen in ihrer Lage so gern beschäftigen, das Nähen und Stricken von Jäckchen und Schuhen, bereiteten Paula daher auch keine Freude oder Zerstreuung.

Nachrichten von Felix liefen ziemlich regelmäßig ein. Die Aerzte, tröstete er sie in seinen Briefen, waren ja nicht denselben Gefahren ausgesetzt, wie die Officiere, und seine Gesundheit war, trotz der Entbehrungen, unter denen er auch zu leiden hatte, vorzüglich. Wenn aber Winterstürme an den Fenstern rüttelten, dann sah Paula in wachem Traum stets dasselbe Bild vor sich: weite Schneefelder, wo blutende, stöhnende Soldaten lagen, dunkle Flecken bildend auf der weißen Decke, darüber der klare, tiefblaue Nachthimmel mit seinen stillen Sternen und im Hintergrunde die feindlichen Schanzen, unbewegbar wie das Schicksal. Und ihr Felix wanderte von einem Verwundeten zum anderen, Hilfe spendend unter dem Feuer der Dänen.

Winter und Frühling gingen hin. Anfangs Juli schwirrten Gerüchte von Waffenstillstand und endgiltigem Abschluß des Feldzuges durch die Stadt. Aber Paulas Briefe an Felix waren zum ersten Male ohne Antwort geblieben. Gleichzeitig mit der Bestätigung der Friedensaussichten traf die officielle Nachricht ein, daß der Militärarzt Felix Liskow in Jütland am Typhus verstorben sei. Wenige Stunden darauf gab Paula — zu früh — einem Knaben das Leben. Dann folgten Wochen, Monate völliger Bewußtlosigkeit.

4.

Wie die Nacht allmälich der Dämmerung weicht, erwachten auch Paula's Geisteskräfte langsam aus ihrem Scheintode. Die junge Frau begann auf ihre Umgebung zu achten, wußte, daß sie krank, sehr krank gewesen war, und beantwortete kurz die an sie gerichteten Fragen, gab auch wohl Wünsche, einen bestimmten Willen kund. Die Aerzte hatten verboten, ihr Gedächtniß gewaltsam aufzurütteln; man konnte daher nicht wissen, ob sie über die Vergangenheit nachgrübelte, wenn ihr träumerischer Blick in's Leere starrte, während sie regungslos im Bette lag.

Die infolge des Fiebers zurückgebliebene körperliche Schwäche hatte lähmend und abstumpfend auf Paulas Seele gewirkt, ihr Verstand war nicht getrübt. Sie konnte weder Schmerz noch Freude empfinden, aber sie erinnerte sich, sie wußte auch recht gut, daß die sie pflegende schwarzgekleidete Dame niemand anders war, als Schwägerin Clara, und das kleine Kind auf ihrem Arm ihr eigenes.

Sie beobachtete mit einem gewissen staunenden Interesse, wie zärtlich und mütterlich Clara sich benahm. Ihre regelmäßigen harten und kalten Züge erschienen weich, gar nicht wiederzuerkennen im Ausdruck, als sie leise, mit tiefer, umschleierter Stimme das winzige Püppchen in den Schlaf sang. Halb vergessene, kindische Wiegenlieder und eine ungeübte Sängerin, über deren Lippen wohl seit einem Dutzend Jahren keine Melodie gekommen war, aber es klang warm und liebevoll.

Auch Paula wurde sorgsam von ihr gepflegt. Als die Beiden, bei fortschreitender Kräftigung der Genesenden, anfingen, zusammenhängendere Gespräche zu führen, redete Clara die Schwägerin mit „Du", an was Paula dankbar erwiderte. Der gemeinsame Kummer um den verlorenen Gatten und Bruder und die Geburt des Kindes hatten sie einander näher gerückt, freilich ohne die inneren Gegensätze ihrer Charaktere zur Harmonie zu verschmelzen.

Eines Tages ließ Paula sich den Knaben reichen, den sie bis dahin nur von fern interesselos angeschaut hatte. Es war ein dürftiges Geschöpfchen mit welken, blassen Zügen, fahler Haut und kraftlosen Gliedern, es trug die Spuren der Leidenszeit, welche die Mutter vor seiner Geburt durchmachen mußte, an Gesicht und Körper und besaß nichts von dem Reiz kleiner Kinder. Höchstens die Augen, — die waren groß und klar. Aber weder blau, wie die Paula's, noch von der warmen röthlich-braunen Färbung, die des Vaters Augen hatten. Wenn der Kleine Paula jetzt mit diesen braunen Augen angeblickt hätte, so wäre vielleicht das schlummernde Muttergefühl in ihr geweckt worden durch die Erinnerung an Felix.

„Er hat Deine Augen", sagte Paula zu ihrer Schwägerin. „Wie heißt er?"

„Christian."

„Christian?" wiederholte Paula bestürzt.

„Christian Felix Paul", ergänzte die Schwägerin. „Mein Vater hieß Christian. Er ist todt, Paula, er starb am Tage nach der Geburt des Kleinen. Und ich gab ihm den Namen, weil Mutter es so wünschte."

(Fortsetzung folgt.)

— Tiefe Trauer. Die Frau Hofräthin ist über den Tod ihres Gatten so untröstlich, daß sie beim Klavierspiel nur noch die schwarzen Tasten anschlägt!

Wilde Enten in Louisiana.

New Orleans, ja ganz Louisiana, hat jetzt einen förmlichen Ueberfluß an wilden Enten, die so billig sind, daß man ein Paar großer Mallards überall auf dem Markte für zehn Cents kaufen kann, kleinere Arten können sogar zu 4 Cents für zwei Stück gekauft werden.

Die Sümpfe in der Umgegend von New Orleans haben sich stets durch einen großen Reichthum an wilden Enten ausgezeichnet. In diesen Sümpfen wachsen der wilde Sellerie, der wilde Reis und andere Wasserpflanzen, die von den Enten gern gefressen werden, und in Folge dessen ziehen Millionen von Enten jeden Winter nach diesen Sümpfen. Die Eisenbahnen machen es jetzt möglich, daß die Sümpfe von Jedermann leicht erreicht werden können, was in früheren Jahren nicht der Fall war, und die Entenjagd hat sich seither zu einer förmlichen Industrie ausgebildet.

Es giebt unter den Liebhabern der Entenjagd auch in New Orleans recht gute Schützen, doch können sich dieselben kaum mit den professionellen Jägern vergleichen, welche die Versorgung des New Orleanser Marktes mit wildem Geflügel gewerbsmäßig betreiben. Die Jäger aus Liebhaberei sind nicht Willens, ganze Nächte lang in den Sümpfen herumzuliegen und den Enten so nachzustellen, wie die professionellen Jäger es thun. Es ist geradezu erstaunlich, wie viele Enten den sicher treffenden Schüssen der „Professionellen" zum Opfer fallen. Nicht selten geschieht es, daß ein Jäger an einem einzigen Morgen 80 bis 120 Stück erlegt. Erst neulich brachte eine aus 135 Mitgliedern bestehende Jagdgesellschaft von einer einzigen Tour mehr als 3000 Enten heim. Der beste Schütze hatte allein 128 Stück erlegt.

Es werden durchschnittlich jeden Tag 8000 Paar wilder Enten nach New Orleans gebracht; an Sonntagen sogar doppelt so viel. Die bedeutenderen Geflügelhändler in der Stadt halten sich ihre regelmäßigen Jäger, die sie je nach Bedarf auf die Jagd in die Sümpfe schicken; man berechnet, daß es mehrere Hundert solcher Jäger in der Stadt gibt. Die Schützen erhalten entweder einen festen Tagelohn oder werden je nach der Anzahl der erlegten Enten bezahlt. Mehrere unternehmende Händler haben vor nicht langen Jahren einen mehrere tausend Acker umfassenden Landstrich in der Nähe des Bayou des Allemands für billiges Geld gepachtet und hier und da etwas Reis auf diesem Gebiete ausstreuen lassen. Jetzt wächst der Reis dort überall, was die Enten in großen Schwärmen herbeilockt. Das Land ist sonst vollständig werthlos, bietet aber durch seinen Reichthum an Wild dem unternehmenden Pächter einen guten Gewinn.

Trotz der eifrigen Verfolgung, welcher die Enten in Louisiana ausgesetzt sind, hat sich ihre Anzahl keineswegs vermindert, die Jäger berechnen sogar, daß es dort dieses Jahr mindestens zehn Mal so viele gibt, als vor 10 Jahren. Das ganze Land könnte von New Orleans aus mit diesem Geflügel versorgt werden, wenn es nur genug Jäger gebe, um dasselbe zu schießen.

Eine Mörderin.

Am 18. December 1884 erhob sich Wilhelm Druse in seinem Hause in Warren, Herkimer County, N. Y. Morgens von seinem Schlafe, zündete in der Küche das Feuer an und begab sich alsdann an seine gewöhnliche Arbeit. Unterdessen waren auch die anderen Mitglieder seiner Haushaltung aufgestanden, nämlich seine Frau Roxanna, sein Neffe, der 12jährige Frank Gates und seine 20jährige Tochter Mary sowie sein Sohn. Da der Vater nicht in das Haus kam, wurde das Frühstück von den übrigen Familienmitgliedern allein gegessen. Nach einer Weile kam Druse in's Haus und fing mit seiner Frau Streit an. Das Ehepaar hatte nie glücklich mit einander gelebt; diesmal wurde der Zank so heftig, daß die Frau in Verzweiflung gerieth. Sie rief ihre Angehörigen herbei, als ihr Mann noch bei Tische saß. Der kleine Frank feuerte auf ihn zwei Schüsse aus einem Revolver; seine Tochter Mary warf ihm einen Strick um den Hals und zog ihn daran zum Boden, dann nahm Frau Druse den noch rauchenden Revolver aus der Hand ihres Neffen und entlud die übrigen Patronen in den Körper ihres sich auf dem Boden windenden Gatten, der in seiner Todesangst jämmerlich um Gnade bat. Da die Kugeln ihm noch nicht den letzten Rest des Lebens geraubt hatten, so holte die wüthende Frau eine Axt herbei und hieb damit so lange auf den Hals des Verwundeten los, bis der Kopf vom Rumpfe vollständig getrennt war. Auf Geheiß der Mörderin wurden dann von den Kindern schnell alle Fensterläden im Hause zugemacht, damit Niemand von draußen sehen konnte, was innen im Hause vorging. Frau Druse und ihre Tochter schnitten dann den Körper des Ermordeten in kleine Stücke, kochten das Fleisch, warfen es den Schweinen zum Fraße vor und verbrannten die Knochen in zwei großen Heizöfen. Die Ueberreste der Asche und verkohlten Gebeine wurden in einen Sack gesteckt und in einem Sumpf in der Umgegend versenkt.

Einen Monat lang hatte Niemand außer dem Hause eine Ahnung davon, wo der alte Druse geblieben sein könne. Seine Frau jammerte, er sei ihr durchgebrannt, und gab sich anscheinend alle Mühe, ihn wieder zu finden. Endlich fing man denn doch in der Nachbarschaft an, argwöhnisch zu werden und raunte sich Allerlei über die Vorgänge in Druses Hause zu, bis schließlich der kleine Neffe selber zum Verräther wurde und das Geständniß ablegte, seine Tante habe ihn unter Todesdrohungen gezwungen, auf seinen Onkel zu schießen. Die ganze Familie wurde daraufhin verhaftet und vor das Gericht gestellt.

Die Knaben wurden freigelassen; Mary Druse, die damals 20jährige Tochter des Ermordeten, wurde zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurtheilt und büßt dieselbe gegenwärtig ab; Frau Druse sollte im November 1885 hingerichtet werden. Gegen das Urtheil wurde appellirt, und die Hinrichtung wurde verschoben. In der zweiten Instanz wurde das Urtheil der ersten bestätigt, und daraufhin wurde die Hinrichtung auf den 19. August d. J. festgesetzt, doch gelang es auch diesmal, einen Aufschub der Hinrichtung bis zum 29. December d. J. zu erwirken. Die einzige Hoffnung der Mörderin besteht jetzt darin, daß es ihr gelingen wird, den Gouverneur zu einer Begnadigung veranlassen zu können; vorläufig hat der Gouverneur die Hinrichtung wieder bis zum 28. Februar verschoben, um der Staatslegislatur Gelegenheit zur Entscheidung der Frage zu geben, ob im Staate New York auch Frauen hingerichtet werden sollen.

Das Entstehen und Aufblühen der Ortes Horton in Kansas ist ein geradezu unerhörtes. Noch vor 3 Monaten war das heutige Horton ein Kornfeld, heute besitzt jener 40 Meilen westlich von St. Joseph in Missouri an der Rock Island Bahn gelegene Ort gegen 100 Häuser und eine Bevölkerung von ungefähr 4500 Seelen. Es befindet sich dort ein Bahn-Knotenpunkt, und die Rock Island Bahngesellschaft geht damit um, daselbst Werkstätten und Amtsgebäude zu errichten.

Verschiedenes.

— Ueber ein Zusammentreffen mit Bären wird aus Ungarn berichtet: Mehrere Einwohner der Gemeinde Nagy-Jakabvagas im Saroser Comitat begaben sich in den nahegelegenen Wald, um dort Holz zu sammeln. Während dieser Beschäftigung stießen die Landleute, wie ungarische Blätter berichten, auf drei Bären, von denen einer den abseits von seinen Genossen befindlichen Johann Baloczky an der Hüfte faßte und zu Boden streckte. Baloczky fiel glücklicherweise mit dem Gesichte zu Boden und leistete den Anstrengungen des Bären, ihn in die Gebüsche zu schleppen, energischen Widerstand, indem er sich mit dem Aufgebot aller Kraft an eine Baumwurzel klammerte. Es war zu befürchten, daß der Bär, durch die wuchtigen Schläge seiner Pranken, dem unglücklichen Manne den Garaus machen werde, als unvermutheter Weise der Hund des Baloczky, der sich von seinem Herrn verlaufen hatte, sich auf das Unthier stürzte, welches sich vergeblich bemühte, den sich unter ungeheuren Schmerzen am Boden windenden Mann auf den Rücken umzudrehen; der Hund zwang den Bären, von seinem Opfer abzulassen und sich in die Büsche zu schlagen. Die anderen Bären hatten schon beim Herannahen des Hundes die Flucht ergriffen. Baloczky hatte durch die Schläge des Bären zolltiefe Wunden erlitten. Die Bären schleppten von einer in der Nähe weidenden Heerde einige Rinder als Beute davon und verschwanden spurlos in den Bergen.

— Die medizinische Akademie in Petersburg hat jüngst einen für die dem Studium der Medizin sich widmenden Frauen wichtigen Beschluß gefaßt. Auf eine Anfrage des Unterrichtsministeriums, ob das Diplom der Frauen als gleichwerthig mit dem Diplom der männlichen Aerzte anzusehen ist, antwortete die Akademie bejahend auf Grund einer Abstimmung, welche 19 Stimmen pro und 3 contra ergab. Demgemäß sind die weiblichen Aerzte in Rußland auch in wissenschaftlicher Hinsicht den männlichen gleichgestellt worden. Dagegen ist in Zürich, dem vielgepriesenen Paradies unserer emanzipationslustigen Frauen, seitens des Bezirksgerichts entschieden worden, daß Frauen nicht als Anwälte auftreten können. Frau Kempin-Spyrt, welche an der dortigen Universität juristischen Studien obgelegen, erschien nämlich vor den Schranken des Bezirksgerichts, um in einer Prozeßsache ihres Ehemannes diesen zu vertreten. Das Gericht erkannte sie jedoch, trotzdem sie ihre Berechtigung in sehr geschicktem und klarem Vortrage nachzuweisen suchte, nicht als Anwalt an und wies sie zurück, was um so bemerkenswerther erscheint, als in der Schweiz die Anwälte nicht juristisch gebildet zu sein brauchen. Hat ein dortiger Anwalt studirt, so führt er den Titel „Fürsprech".

— In Gent in Belgien standen am 21. November vor den Schranken des Disciplinarrathes ein Offizier, ein Sergeant und ein Gemeiner der Bürgergarde wegen Betrunkenheit im Dienste zur Zeit der letzten Straßenkrawalle. Der Sergeant war damals so betrunken gewesen, daß man ihn entwaffnen und nach Hause schicken mußte, der Gardist hatte in der Betrunkenheit eine Rübe auf sein Bajonett gesteckt und weigerte sich, dieselbe auf den Befehl eines Offiziers von der Waffe zu entfernen, und der Offizier endlich hatte sich Folgendes zu Schulden kommen lassen: Beauftragt, mit seiner Kompagnie das sozialistische Vereinslokal „Vooruit" zu bewachen, begab er sich anstatt dessen in dieses Lokal und trank dort, obwohl bereits angetrunken, in Gesellschaft der Sozialisten fröhlich mehrere Glas Bier. Ein und eine halbe Stunde nach der festgesetzten Zeit trat er seinen Posten an und ließ ferner seinem Major einen Befehl nicht übermitteln, wodurch die Kompagnie zwei Stunden ohne Kartuschen blieb. Später insultirte er vor der Front den Offizier, der ihn ablösen wollte, und ebenso seinen Major. Er entschuldigte sich in der Verhandlung damit, daß er in seinen Civilverhältnissen Weinhändler und daher gezwungen sei, zuweilen ein Glas über den Durst zu trinken. Wäre er nüchtern gewesen, so wäre er sicher nicht in das sozialistische Lokal gegangen. Die von ihm beleidigten Kameraden bat er öffentlich um Verzeihung. Nach langer Ueberlegung verkündete der Disziplinarrath folgendes Urtheil: der Gardist erhält eine Haftstrafe von einem Tage, der Sergeant eine solche von drei und der Offizier eine solche von fünf Tagen, der letztere wird außerdem auf die Dauer von zwei Jahren aus der Bürgergarde entlassen und ferner verurtheilt, während dieser Zeit eine Summe von 50 Francs an die Stadtkasse zu entrichten.

— Ein arger Theaterscandal ereignete sich im Grand-Theater zu Lyon in der Vorstellung der Oper „Martha". Als Lionel debütirte der neuengagirte Tenorist Desmetier, den das Publikum abgelehnt hatte und den trotzdem die Direktoren auftreten lassen wollten. Nachdem den ganzen Abend hindurch die Zeichen des Mißfallens, Zischen und Scharren, angedauert hatten, brach der Skandal los bei der Arie des Sängers: „Mag der Himmel Euch vergeben". „Nein! Niemals! Wir vergeben es nie! Herunter mit dem elenden Sänger!" so tönte es von allen Seiten, ein wahrer Höllenlärm entstand im Theater, Stühle und Bänke wurden zerbrochen, die Sängerin der „Martha" fiel in Ohnmacht, die der „Nancy" bekam Weinkrämpfe, die Direktion war in Verzweiflung und die Vorstellung war zu Ende. Nur der Tenorist hatte in diesem Tohuwabohu seine Ruhe bewahrt; am zweitnächsten Tage wollte er sogar als Manrico seine Debüts fortsetzen, aber die Direktion, die allen Ernstes für ihr Theater fürchtete, zahlte ihm sein Honorar aus und bewog ihn, weiterzureisen.

— Das französische Heer wird nach den Aufstellungen des Kriegsministers Boulanger am 1. Januar 1887 491,203 Mann zählen, wovon 12,500 Mann in Tonkin und Anam stehen. Dies macht 4672 Mann mehr, als der Voranschlag angesetzt hatte. Das Erforderniß beträgt 559,336,000 Francs. Der Unterhalt eines Fußsoldaten ist auf einen Höchstbetrag von 440 Frcs. jährlich angesetzt, worin Nahrung, Sold, Kleidung, Feldzeug, Unterhalt der Waffen u.s.w. einbegriffen sind. Aus Rücksichten der Sparsamkeit gewährt der Kriegsminister jährlich Urlaub im Verhältniß von 8 pCt. zur Friedensstärke; um die Ausgaben für das unvorhergesehene Mehr von 4672 Mann zu decken, wird der Minister jenes Verhältniß etwas erhöhen. In der Gesammtziffer des bestehenden Heeres von 491,200 Mann sind auch die Truppen in Algier und Tunis, an 50,000 Mann, mitgezählt; ebenso die Gendarmen, die Küstenwache u. s. w., zusammen an 20,000 Mann, die nicht im Felde gebraucht werden können. Rechnet man dazu die auf Urlaub befindlichen Soldaten, etwa 45,000 Mann, so ergibt sich ein Friedensstand von 380,000 Mann in Frankreich.

— Wißbegierig. Lehrer: „In Schillers Wilhelm Tell treten über fünfzig handelnde Personen auf!" — Der kleine Cohn: „Entschuldigen Sie, Herr Lehrer, womit handeln se denn?"

— Am Nachmittag des 29. November versuchte ein anscheinend dem Arbeiterstande angehöriger Mann in das Palais des deutschen Kaisers in Berlin einzudringen unter dem Vorgeben, daß er dem Kaiser einen Vortrag zu halten habe. Der Posten hielt den Mann an und übergab ihn einem Schutzmann, der ihn nach der Wache des zweiten Polizeireviers schaffte. Dort gab er an, daß er mit Franzosen, Griechen und Römern, und auch mit überirdischen Wesen einen geistigen Kampf gekämpft habe, in welchem er Sieger geblieben ist. Dies müsse er dem Kaiser berichten. Der offenbar Geistesgestörte, wie sich später herausstellte ein Arbeiter Wilhelm Miserský, wurde behufs näherer Untersuchung seines Geisteszustandes der Charitee überwiesen. Wenn ähnliche Behelligungen und Attentate, wie das dieser Tage vom Kabel berichtete, fortdauern, wird dem Kaiser noch das historische Eckfenster verleidet werden.

— Abkühlung. Kleiner Neffe (bei der Rückkehr des Onkels aus dem Bade):

„Jubelnd bring' ich meine Lieder!
Selig schlägt mein Herz empor,
Meinen Onkel seh' ich wieder
Fröhlich einzieh'n durch das Thor!"

Onkel: „Das ist einmal schön, daß Du so eine Freude an meiner Heimkehr hast! Recht schön hast Du den Vers gesagt!" — Neffe: „Hab' auch g'nug Prügel kriegt, bis ich ihn gelernt hab'!"

— Warnung für Raucher. A.: „Was alles passiren kann! Haben Sie dieser Tage von dem Fall in Stadt Steyr gelesen, wo ein ganz gesunder Mann Namens Dittrich um halb 7 Uhr früh eine Cigarre rauchte und um 7 Uhr maustodt war?" — B.: „Unerhört! Was war denn so Giftiges in der Cigarre d'rin?" — A.: „Nichts; der Mann wurde nämlich um 7 Uhr — aufgehängt.

— Stichhaltiger Grund. Präsident: „Nun, Angeklagter, Sie gestehen also zu, diesen Schmähbrief geschrieben zu haben! In meiner langjährigen Praxis ist mir ein solches Conglomerat von Gemeinheiten noch nicht vorgekommen. Was haben Sie denn zu Ihrer Entschuldigung vorzubringen?" Angeklagter: „Ja, wissen S', Euer Gnaden, 's war halt dazumal Abends und schon recht finster und da hab' ich nimmer recht seh'n können, was ich g'schrieben hab!"

— Der Unterschied. A.: Sagen Sie mal, lieber Freund, wie kommt's denn, daß Ihre Frau Gemahlin sich so pompös kleidet, während Sie die personificirte Einfachheit sind? B.: Je nun, meine Frau kleidet sich halt nach dem Journal, ich aber nach dem — Hauptbuch.

— Noch nicht genug. Da schimpfen die Leute immer über die Juden, die Wucher treiben, und ich sage, es giebt immer noch nicht genug Juden! — Ist aber das einmal eine Behauptung! Wie kommen Sie nur dazu? — Ganz einfach! Ich sage eben, wenn es genug Juden gäbe, die Wucher treiben, so brauchten sich nicht so viele Christen darauf zu legen!

— Die Wittwe in spe. Khatrinliese sitzt am Bette ihres, vom Arzte aufgegebenen, todtkranken Mannes, welcher nur noch wenige Stunden zu leben haben kann. — Nu segg' mi noch, wat büst Du dor Willens, wo veel Träger sall ick Di man bestellen? — Ach, Godding, swigg doch blot still und laat mi rauhig starwen! — Ja, ja, Di is't all eines, Jochen, Du lei'st Di dor hen un stürwst un läß't mi unglücklichet Frugensminsch ganz allein for Allens sorgen; Du spräkest man woll: bestell mi sechs Träger oder acht, koch' den Gästen Kaffee oder gif' en ne Boteille Bramwin, äwer nee, Du bekümmerst Di üm gor nix nich!

— Auf unbestimmte Zeit. Ich muß Dich aber jetzt ernstlich bitten, mir die zwanzig Mark zurückzuzahlen; Du hast mir doch auf's Wort versprochen, wenn Du von Berlin zurückkommst, sollte ich das Geld zurückhaben! — Richtig! aber ich bin ja gar nicht in Berlin gewesen!

— Geistreich. „Du Mama, warum hält denn die Droschke?" — „Wir müssen hier den Brückenzoll bezahlen!" — „Aber wer bezahlt denn den Brückenzoll, wenn die Droschke leer ist?" — „Das weiß ich nicht, lieber Junge, ich bin noch nie in einer leeren Droschke gefahren!"

— Backen und brauen geräth nicht immer. Schankwirth (zum Brauer und Eigenthümer des Lokals): Herr Protzenhuber, die Stammgäste haben wieder sehr geschimpft über's Bier, es sei bald nicht mehr zu trinken! — Ach was, loßt se schimpfen, se suffen's doch!

— „Aber, Otto, was man Dir sagt, geht zu einem Ohr hinein und und zum anderen hinaus!" — „Aber, Papa, was kann Ich dafür, daß ich zwei Ohren habe!"

— Richtiger Widerspruch. Vater: „Also, der Baron will Dich heirathen!? Daraus wird nichts!" — Tochter: „Aber warum denn nicht, Papa?" — Vater: „Das ist ein heruntergekommener Emporkömmling!"

— Junger Buchhalter: „Ich begreife nicht, wie diese grüne Farbe an meine Finger kommt?" — Prinzipal: „Sie haben sich wahrscheinlich hinter den Ohren gekratzt!"

— Erklärt. Gast (zum Kellner, der ihm statt eines ganzen nur ein halbes Huhn vorsetzt): Aber, was ist das, das Huhn hat ja nur einen Flügel. — Kellner: Verzeihen — Euer Gnaden — es ist ja noch ein ganz junges.

— Etwas anderes. Dichter: Hier, Herr Direktor, haben Sie ein Stück, das den Abend füllt. — Direktor: Mir wär' en allerdings lieber, es füllte die Kasse.

— Phantasie. Sekretär (zum Diätar): Was für eine Menge Streusand haben Sie wieder auf diese Kopie geschüttet! Sie glauben wohl, Sie sind in einer Wüste, Sie — Kameel!

— Moderne Berühmtheit. Was ist denn der junge etwas arrogante Mann eigentlich? — Afrikaforscher. — So, wie oft war er denn da? — Nächstes Jahr will er zum ersten Male hingehen.

— Mitgefühl. Frau: „Es ist doch geradezu unglaublich. Seit fünf Tagen studire ich eingehend die Todesanzeigen und nicht einen einzigen Bekannten habe ich bis jetzt darunter gefunden."

— Der bestrafte Enthusiast. Hausherr (zum neuen Zimmerherrn): „Wie gefällt Ihnen meine junge Frau?" — Miether: „Ganz ausgezeichnet, vorzüglich, wirklich eine bildschöne Frau — so ganz nach meinem Geschmack!" — Hausherr: „So, dann bedauere ich, Ihnen kündigen zu müssen!"

— Eine räthselhafte Unterhaltung. Braut: „Hör' mal, Carl, seit uns'rer Verlobung bist Du mir geradezu ein Räthsel." — Bräutigam: „Du mir nicht minder, aber ein ungerathenes." — Braut: „Nun, dann könnten wir ja die Auflösung bald folgen lassen."

— Warum geht der lange B. immer mit dem Spanier, der doch nicht drei Worte deutsch versteht? — Ja, da ist der einzige, dem er seine Witze noch ungestraft erzählen darf.